

Thomas Hürlimann: Fräulein Stark

Der Name Hürlimann, unverkennbar schweizerischen Ursprungs, ist wohl nicht allen geläufig. Thomas Hürlimann gehört zu einer Reihe von Schweizer Autoren, die „lesbare“ Bücher schreiben, welche aber deswegen nicht trivial sind, und damit dauerhaften Erfolg beim Lesepublikum haben, wie etwa Urs Widmer (jüngst verstorben), Pascal Mercier, Martin Suter (am ehesten zur Unterhaltungsliteratur gezählt).

Hürlimann ist 1950 in Zug geboren worden und stammt aus einer prominenten Familie: Sein Vater Hans Hürlimann war neun Jahre lang Bundesrat (also Regierungsmitglied, wohl ein höherer Rang als bei uns Bundesminister: die sieben Bundesräte stellen kollektiv das Staatsoberhaupt dar) und 1979 Bundespräsident. Er ist, kaum verhüllt, die Hauptfigur in Thomas Hürlimanns Roman „Der große Kater“ (auch verfilmt, 2010 mit Stars wie Bruno Ganz und Ulrich Tukur). Und auch die Familie der Mutter spielt eine politisch bedeutsame Rolle, ebenfalls in der CVP (eher konservative, ursprünglich spezifisch katholische Partei). Es wundert einen da nicht, dass Hürlimann nach der Primarschule (Grundschule) die Stiftsschule Einsiedeln besuchte, eine renommierte Privatschule in der Trägerschaft des Klosters Einsiedeln, humanistisches Gymnasium, versteht sich, damals ein strenges Internat, eine Art Kaderschmiede, dessen Zöglinge Kutten trugen. Das alles ergibt schon ein deutliches Herkunftsprofil.

Dann kam eine Wende: Hürlimann studierte nicht etwa Jus, wie der Vater, sondern Philosophie (das merkt man, z.B. Kant, Plato, Augustinus kommen laufend in seinen Werken vor), zuerst noch in Zürich, dann an der „berühmten“ (so er selbst) FU Berlin in den wilden Jahren nach 1968, und 1974, mit 24 Jahren, brach er das Studium ab und wurde freier Schriftsteller – den Tag dieses Entschlusses bezeichnet er als den „glücklichsten Tag in meinem Leben“. Seither schreibt er, arbeitete auch am Theater (als Dramaturg u.a.) und in jüngerer Zeit als Dozent für Literatur, derzeit an der Uni Konstanz. Er zog zwischendurch wieder in die Schweiz (nach Willersdorf bei Einsiedeln), hat aber auch wieder einen Wohnsitz in Berlin.

Hürlimann hat seit 1981 Geschichten und Romane, auch Theaterstücke veröffentlicht. Sein erstes Stück „Großvater und Halbbruder“, basierend auf Erzählungen des eigenen Großvaters, behandelt das Verhalten einer Schweizer Dorfgemeinschaft gegenüber einem jüdischen Emigranten, die Anpasserei des schweizerischen Bürgertums während des 2. Weltkriegs – dieser Themenbereich kommt im Werk Hürlimanns noch öfter vor (auch im „Fräulein Stark“ – passt ja zu einem 68er). Den Aufsehen erregenden Roman „Großen Kater“ (1998) habe ich erwähnt. Der größte Erfolg Hürlimanns war eben das „Fräulein Stark“ von 2001, eine „Novelle“ (über diese Bezeichnung mag man sich streiten – für meinen Begriff zu vielschichtig). Viel besprochen wurde noch der 2006 erschienene Roman „Vierzig Rosen“ (der mit „Fräulein Stark“ gewisse Zusammenhänge aufweist, dazu vielleicht später), danach kam nicht mehr viel Neues, Bearbeitungen, die Filmvorlage für „Der große Kater“ – also Verwaltung des Werks. Deshalb spielt er, früher als „einer der bedeutendsten Schriftsteller der Schweiz“ apostro-

phiert, in den Feuilletons der letzten Jahre keine größere Rolle mehr. Er bekam 18 Preise, darunter zwei bedeutende (Joseph-Breitbach-Preis, mit 50000 € höchstdotierter Literaturpreis im deutschsprachigen Raum, 2001 – für „Fräulein Stark“, Thomas-Mann-Preis 2012 für - das Gesamtwerk). Ohne der Zukunft vorgreifen zu wollen (er ist ja erst 64): Man erkennt eine einigermaßen ausgeprägte Schaffenskurve.

„Fräulein Stark“ gehört zu den Werken, bei denen der Ort der Handlung eine ganz wesentliche Rolle spielt. Hier ist es die weltberühmte barocke Bibliothek einer Klosteranlage in der Schweiz, die „Bücherarche“, wie sie genannt wird, ein hinreißendes Kunstwerk als Bau und durch ihren Inhalt ein Hort der abendländischen christlich-humanistischen Bildung. Obwohl der Name nicht genannt wird, ist klar, dass es sich um die Stiftsbibliothek von St. Gallen handelt – die öfter angeführten Haupt-Exponate wie Abrogans oder Nibelungen-Handschrift B, auch Inschriften, die zitiert werden, machen das völlig eindeutig. Von den drei Hauptfiguren lernen wir zwei gleich in den ersten Sätzen des Texts kennen:

Text 1: S.7f. (Anfang der Erzählung)

Mein Onkel war Stiftsbibliothekar und Prälat, seine Hüte hatten eine breite, runde Krempe, und gedachte er die Blätter einer tausendjährigen Bibel zu berühren, zog er Handschuhe an, schwarz wie die Dessous meiner Mama. An Bord unserer Bücherarche, sagte der Onkel, haben wir schlicht und einfach alles, von Aristoteles bis Zyste.

Wie ein Zirkusclown hatte er einige Nummern einstudiert, und seine Lieblingsnummer ging so: Im Anfang war das Wort, sprach der hochwürdige Stiftsbibliothekar, dann kam die Bibliothek, und erst an dritter und letzter Stelle stehen wir, wir Menschen und die Dinge. Dabei zeigte er zur Decke, wohl auf Gott, dann auf sich, die Bibliothek, und war vom Dritten und Letzten die Rede, ließ er den Blick in die Runde schweifen, von einer Besucherin zur andern.

Keiner erklomm so elegant wie mein Onkel die Altarstufen, die Meßgewänder mit der Linken raffend, wobei seine Schnallenschuhe unter den rotseiden aufleuchtenden Rocksäumen hervortanzten, und wer je erlebt hat, wie er als Meßpriester das Wandlungswort jubelnd, ja verzückt zum Altarbild hinaufschmetterte, senkte erschrocken, fast ein wenig angewidert den Blick.

Es gibt also einen Ich-Erzähler, einen Buben von, wie wir dann erfahren, 12 Jahren, und der Leiter der unvergleichlichen Bibliothek, ein Gelehrter und höherer Geistlicher, ist sein Onkel. Ein Ästhet, haben wir gehört, exquisit gekleidet. (Nicht überlesen sollte man, dass seine Handschuhe mit den Dessous einer Dame, dazu noch mit schwarzen Dessous – heieiei! –verglichen werden; damit wird ein vielfältig bedeutsames Motiv erstmals angeschlagen. Zurück zum Onkel:) Ein „Geisteskopf“, der dem Wort ergeben ist und hoch erhaben über der zeitlich-vergänglichen Wirklichkeit, der „Ding- und Fleischeswelt“ schwebt. (Die ist für ihn „Nunu-Zeug“, Schattenleben einer Scheinwelt, mit dem er sich ungern abgibt.) Er ist in der Tat hochgelehrt, Dr. phil. und Dr. theol.,

flicht regelmäßig lateinische Wendungen in seine Konversation ein („recte dicis“, „pulcher et speciosus“ u.v.a., so regelmäßig, dass auch der kleine Neffe, nepos praefecti, beginnt, dem avunculus nachzueifern). Aber neben den alten Sprachen beherrscht er auch eine ganze Reihe von modernen fließend und nimmt gerne Französisches in seine Suada auf (z.B. „bref“ für „kurz gesagt“). Er erhält Besuch von Fachgelehrten aus aller Welt, verfasst ständig Werke über die Bibliotheksgeschichte (im Buch etwas abfällig als „Broschüren“ – schwäbisch wäre das: Heftla – bezeichnet). Er spielt großartig Orgel und vieles mehr. Eine universale Begabung also. Und dennoch haben wir kritische Töne gehört: Seine Auftritte vor bildungshungrigen Damen, denen er sanft die seidenumhüllte Hand auf den Unterarm zu legen pflegt, werden mit den Nummern eines Zirkusclowns verglichen, und seine Performance als Mess-Zelebrant kann den Betrachter anwidern. Die Selbststilisierung des an sich doch bewundernswerten Mannes hat etwas Forciertes, Übertriebenes, Gewolltes.

Versteht sich, dass er von erlesen gedeckter Tafel erlesene Speisen und Getränke zu sich nimmt. Seine mit Teppichen ausgestaffierten Studier-Gemächer werden mit einer orientalischen Plüschhöhle verglichen. Hier liegt er wie ein fatter Scheich auf dem Divan und studiert in einem Originalfolianten die Visionen eines wahnsinnigen Wüstenvaters, der sich in einen halluzinierten Palast retten will – offensichtlich ein Bild seiner selbst. Warum sondert sich dieser begabte Mensch derart von der alltäglichen Realität ab? Und - warum raucht er schon beim Frühstück, warum betrinkt er sich regelmäßig? Was die organisatorische Leitung der Bibliothek angeht, so macht er zwar einigen Wind, aber ohne den gutmütigen, tüchtigen Vizedirektor Storchenbein wäre der Betrieb längst zusammengebrochen. Und auch so macht er mit seinen missgünstigen, versoffenen Hilfsbibliothekaren und den vergreisten, schlafsüchtigen Dienern einen recht jämmerlichen Eindruck.

Das luxuriös-stilisierte Leben des praefectus librorum (Bücherchefs) ist nur möglich durch die Dienstleistungen der zweiten – oder, des Titels wegen, sogar ersten – Hauptperson:

Text 2: S.9f. (Anfang von Abschnitt 3)

Das Fräulein Stark, die Haushälterin, nahm die Mahlzeiten in der Küche ein und betrat das Eß- und Herrenzimmer nur, wenn Monsignore geklingelt hatte. Zwar blieb die Tür zwischen den beiden offen, so daß der Onkel das Suppenschlürfen der Stark und die Stark das Anknipsen seiner Zigaretten hören mußte, aber nie setzte sich dieses Paar an denselben Tisch, nie fielen sie miteinander ins Bett, und nicht einmal im Grab, wo beide seit längerem liegen, hat man sie zusammengelegt.

Sie hieß Magdalena und war im Appenzellischen aufgewachsen, hoch oben in den Bergen. Ihre Mutter soll früh gestorben sein, im achten oder neunten Kindbett, doch schien dies den Vater, einen knorrigen Bergbauern, nicht bekümmert zu haben. Stumm war er vor diesem Tod gewesen, stumm war er nach diesem Tod, mißtrauisch gegen die Welt und noch mißtrauischer gegen die eigene Brut. Er haßte die kleine Magdalena, er haßte ihren Lehrer, und außer der Bibel, in der er tagtäglich

lich einen Vers unter dem gekrümmten Zeigefingernagel zu enträtseln versuchte, haßte er alles, was geschrieben war: Gesetze, Zeitungen, Fahrpläne, Telefonbücher, Melkbroschüren, das Amtsblatt, sein Dienstbüchlein, ja sogar die Verordnungen zur Schweinezucht, von der er lebte.

Und auch Magdalena selber ist nahezu eine Analphabetin, eine clevere allerdings; ein Produkt einer Bergregion, die in unserem Buch als Abgrund an Rückständigkeit und Primitivität gezeichnet wird, eine „einfache Variante“, wie sich der Prälat mokiert. Sie kleidet sich im „Alpendekor“ (im Kontrast zu den Seidensoutanen des Monsignore), trägt dabei überraschenderweise Hosen, während die geistlichen Gewänder ihres Chefs als „Röcke“ bezeichnet werden; sie überragt ihn auch an Körpergröße, hat einen Damenbart, und sie weiß bei aller sichtbarlich eingehaltenen Subordination im Konfliktfall ihre Waffen einzusetzen: Sie kann etwa durch nichtendenwollendes Klappern mit den Stricknadeln die beiden männlichen Personen des Haushalts an den Rand des Wahnsinns treiben. So wundert man sich nicht, dass die Hilfsbibliothekare stänkern: „Katz (so der Familienname des Monsignore, den man aber nur benützt, wenn er nicht da ist) hat Schiss vor der Stark.“

Ist das Fräulein fromm? Jedenfalls vertritt sie aufs Entschiedenste die Prinzipien der kirchlichen (und gesellschaftlichen) Moral.

Wie kommt der Bub in den Bannkreis dieses seltsamen Paars? Er soll im Oktober, nach den großen Ferien, in die Klosterschule von Einsiedeln einrücken und den Sommer davor, zumal zu Hause eine Geburt oder auch Fehlgeburt erwartet wird, beim Onkel verbringen. Dort obliegt ihm eine verantwortungsvolle Tätigkeit: Alle Besucher des berühmten Bibliothekssaals müssen vor dem Eintreten Filzpantoffel anziehen, damit der wertvolle Boden aus Geigenholz mit seinen Intarsien nicht ruiniert wird, und der Neffe muss jedem und jeder die passende Größe andienen und über die Schuhe ziehen. Und diese Tätigkeit wird zum Problem, jedenfalls für Fräulein Stark.

Text 3: S.18.19.20 (Beim Abendessen.)

Der Onkel sah auf.

In der Tür stand die Stark.

Die Pantoffeln, sagte sie, sind nichts für den Buben.

Wir ließen die Löffel sinken.

Ist ihm ein Lapsus unterlaufen?, fragte der Onkel.

Nein, meinte die Stark, er macht seine Sache gut (kurze Pause) – vielleicht ein bißchen zu gut!

Merken Sie nicht, was Sie für einen Blödsinn daherreden?

Nein, sagte sie.

Worum geht's?

Um sein Seelenheil. Um das, was im Katechismus steht.

[...]

Ihr Neffe, Monsignore, versündigt sich gegen das Sechste!

Wie bitte?

Unkeusche Blicke.

[...]

Fräulein Stark, hic est nepos praefecti, das ist der Neffe des Chefs –

Ja, unterbrach sie ihn, eben! Ihr Neffe ist ein kleiner Katz, da müssen wir besonders aufpassen.

Ein Katz ist der Bub mütterlicherseits, der Onkel ist der Bruder der Mutter, seinen amtlichen Nachnamen hat der Bub vom Vater. Dennoch ist er für die Stark „ein kleiner Katz“. Was fällt dem Leser ein bei diesem Namen? Katz ist – nicht ausschließlich, aber weit überwiegend – ein jüdischer Familienname. (Akronym von Kohen ha Zaddik: gerechter Priester, ein Name, den sich Priesterfamilien oft wählten; vgl. Kohn ...) Damit ist ein zentrales Thema des Buches angeschlagen: die jüdische Identität. Und warum muss man auf einen kleinen Katz besonders aufpassen? Das verweist auf ein Stereotyp, das den Juden weithin zugeordnet wurde: Juden galten als besonders triebhaft, als sexuell besonders aktiv (ohne dabei echte Liebe zu empfinden wie der Deutsche). Der Name Katz passt zu diesem Vorurteil natürlich in spezieller Weise, denkt man bei den Katzen doch an sommernächtliche, lautstarke Liebesspiele auf den Dächern – Katz, der rallige Jude ...

(Ein großer Teil der Rezensenten des Buchs hat diese Bedeutung des Namens nicht bemerkt und so einen wesentlichen Aspekt, vielleicht den Kern, verpasst!)

Der Onkel wehrt „mit tonloser Stimme“ ab (ein wunder Punkt ist getroffen!), der Knaube versöhnt das strenge Fräulein, indem er in der Folge seinen Blick beim Pantoffeldienst ostentativ beherrscht und indem er beichtwillige Demut zeigt, sodass dieses bald wieder „liebmütterlich“ blickt. Dann aber kommt der zweite Schlag: Die Haushälterin schenkt dem Buben Kaffee, der mit einer neuen Kaffeesorte gebraut worden ist, mit ganz besonderer Freundlichkeit ein. Die verschnapsten Hilfsbibliothekare hätten gar nicht gemerkt, dass das eine neue Sorte sei, aber er, der Bub, könne doch sicher die Spezialmischung riechen – „du mit deiner Nase!“ Und der Bub merkt, dass dieses scheinbare Lob eine Warnung, „fast eine Verwünschung“ ist. Die Judennase, verstehen wir, ist gemeint. Ab jetzt weiß der Bub, er ist ein Katz und hat eine suspekte Nase. Und kurz danach hat er als „Pantoffelministrant“ zu Füßen der Damen ein ganz neues Erlebnis: „Heute *rochen* sie.“

Text 4: S.32 (Der Bub beim Pantoffeldienst.)

Kurz vor zwölf: lackierte Zehennägel einer Italienerin riechen nach Vanille.

Halb zwei: ein Nylonfuß streift den Schuh ab, und zum ersten Mal erlebe ich das Wunder eines aufblühenden Geruchs, diesen Frauenfußduft, eine Spezialmischung aus frischem Schweiß, Flieder und Leder. Darf ich bitten?

Ich halte ihr die Pantoffeln hin, die schwarze Naht schlüpft in den Schuh zurück, der Schuh in die Filzhaube, die Filzhaube über die Schwelle, mit schleifenden Schritten, wiegenden Hüften verschwindet die Schöne im Saal. Die nächste bitte!

Was ist passiert? Der Bub fragt sich: „Hatte sie also doch recht, die Stark? War meine Nase – anders?“ Wir aber verstehen: Der Junge empfindet beim Umgang mit

den Damenfüßen, beim Wahrnehmen des individuellen Geruchs und dann auch beim heimlichen Aufblick in den dunklen Raum unter den Röcken einen ersten erotischen Reiz. An sich ist das keineswegs verwunderlich bei einem Frühpubertierenden. Aber für ihn selbst ist es die Bestätigung: Du bist ein Katz, du hast eine Katz-Nase.

Es legt sich ein Vergleich mit dem Stück „Andorra“ von Hürlimanns Landsmann Max Frisch nahe. Man erinnert sich: Da wird einem vermeintlichen Juden, der Schreiner werden möchte, gesagt, als Jude könne er keine Freude an Schreiner-Arbeit haben, als Jude denke er nur an Geld. Und nach einiger Zeit ist es tatsächlich so. Am Ende stellt sich heraus: Er ist gar kein Jude. Die an ihn herangetragenen Stereotype sind in ihm Wirklichkeit geworden, obwohl von einer genetischen Grundlage gar nicht die Rede sein kann. So sieht auch Fräulein Stark ihre Vorurteile bestätigt, und so akzeptiert sie der Bub selber. Und dies Bewusstsein trägt dazu bei, dass er jetzt immer hingerissener unter die Röcke linst, bis hoch zu den mehr geahnten als gesehenen Dessous; er benutzt einmal sogar ein kleines Spiegelchen in der linken Hand, das er pikanterweise aus dem Necessaire der Stark gemopst hat, und es kommt jetzt auch zu empörten Beschwerden der Damen über das kleine Ferkel. Dem Onkel sind diese Klagen nur „Nunu-Zeug“, lästig, aber ohne wirkliche Bedeutung, das Fräulein aber fühlt sich bestätigt und ergreift Kampfmaßnahmen (nervtötendes Stricken). Der Bub schafft es, die Stark erneut zu versöhnen, und geht in Zukunft raffinierter vor; Hoffnung auf Überwindung der sündhaften Neigung hat er nicht, er ist ja ein Katz.

Ein späteres Ereignis soll hier angefügt werden. Eines Tages behauptet die Stark: „Katz hat ein Mäuschen!“, der Prälat, der so erhaben über allem Irdischen schwebt, hat eine Geliebte. Das ist schlicht unwahr, es handelt sich nur um das dumme Missverständnis eines lateinischen Gelehrten-Spaßes, den sich der Vize Storchenbein geleistet hat, und wird bald aufgeklärt. Bezeichnend aber ist die Reaktion des Buben auf den törichten Verdacht: Das eine ist, dass er es sofort glaubt, er hat das Unechte, Übertriebene an der Ästheten- und Gelehrten-Existenz des Onkels gespürt und hält deswegen eine solche Differenz zwischen Schein und Sein für durchaus plausibel. Wichtiger noch ist aber etwas anderes – der Bub sagt bekräftigend: „Fräulein Stark, das haben die im Blut – Katz bleibt Katz“. Er hat das Stereotyp bezüglich der genetischen Disponiertheit seiner jüdischen Familie vollständig übernommen

Eine Geliebte hat der Onkel nicht, aber wir erfahren anderes über seine Lebensweise und seine sozialen Bezüge. Eines Tages lädt er den Neffen zu einem „Ausflug ins Herrenleben“ ein, d.h. zu einem Stammtisch von ehemals korporierten Akademikern, Altherren genannt, die in einem überraschend schäbigen Lokal in der Altstadt zusammenzukommen pflegen.

Text 5: S.73 (Am Stammtisch der Altherren.)

Es wurde ein seltsamer Abend. Die Corona empfing mich freundlich, und der Wirt, der mit seinen Seeräuberstopplern, blutunterlaufenen Augen und einer violett

verporten Nase zum Fürchten aussah, erkundigte sich mit übertreibender Höflichkeit, was ich zu speisen wünsche. Beim Prälaten weiß ichs, fügte er grinsend hinzu.

Ganz recht, bestätigte der Onkel, ich liebe Schweinsbratwürste über alles!

Also eine Schweinsbratwurst, flötete der Wirt, und was, bittesehr, wünscht der junge Herr zu speisen?

Das gleiche wie der Onkel!

Bravobravo, anerkennendes Grinsen, dann stützten alle die Humpen an, kippten die Köpfe in den Nacken und ließen das Bier glucksend in sich hineinlaufen.

Es zeigt sich nun, dass diese Schweinsbratwurst ein grauenhaftes Gebilde mit einer kaum zu zersägenden Gummihaut ist, und auch der Onkel, der sie angeblich so gerne isst, nimmt Zuflucht zu der Feststellung, dass Fleisch ja im Grunde genommen keine Wirklichkeit habe (wirklich ist nur das Wort), und bewältigt den Fraß nur, indem er ihn mit viel Bier hinunterspült. Nach jeder Runde heißt es: „Wer zahlt? Praefectus librorum!“, was der Bibliothekschef klaglos akzeptiert; am Ende aber wird dieser Refrain variiert: Der Hauptredner der Corona, Tasso Birri, ein ehemaliger Gymnasialprofessor, der vorher schon Redensarten wie „hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder“ hat einfließen lassen, erzählt einen antisemitischen Witz (es geht um einen Brotaufstrich namens „g’sampfter Jud“) und ruft dem Wirt zu: „Bring die Runde ..., der Katz bezahlt!“

Wir verstehen: Der Monsignore, getaufter Jude, will einer von den akademischen Honoratioren der Stadt sein, aber er erkauft sich das, indem er demonstrativ Schweinernes isst, also stets aufs Neue seiner jüdischen Herkunft abschwört. Er wird nach außen hin auch mit Respekt behandelt, aber das Ende des Abends zeigt, dass er für diese Runde halt immer noch der Katz, der Jud ist, der sich freuen muss, wenn er das Bier für die anderen bezahlen darf.

Jetzt ahnen wir, warum der Prälat sich so verkrampft als überkultivierter, hochgelehrter Verächter des Irdisch-Fleischlichen gibt und dennoch nicht ohne regelmäßige Alkoholexzesse auskommt.

Und jetzt hören wir den Anfang des 19. Abschnitts. Gerade hat der Bub einen seligen Moment zu Füßen einer besonders attraktiven Besucherin erlebt. Jetzt aber heißt es:

Text 6: S.53f. (Anfang von Abschnitt 19)

Nebel. Aber dann wurde es heller, über den grauen Hügeln schwamm buttrig die Sonne, und die Schneiderwitwe Katz, die mit ihrem Karren und den sieben Kindern über Land zog, mußte sich immer wieder den Schweiß abwischen. Joseph, der Älteste, hing an der Deichsel. Seine Geschwister sowie ein alter Koffer und die Körbe mit dem Hausrat wankten und schwankten auf der Fuhre. Wenn es hügelan ging, stemmte sich die Mutter hinter den Karren. Schneller, rief sie, den Kopf zwischen die gestreckten Arme gedrückt, mach schon, zieh!

[...]

Wenn sie nach der Ebene fragten, schüttelten die Bauern den Kopf, manche spuckten Flüche aus, und höchstens mal ein Vazierender, der mit einem Arztköffchen voller Tinkturen über die Dörfer zog, wies die Bagage nordostwärts weiter, auf die Berge zu. Wo sollte dort eine Ebene liegen?

Eines Morgens wußte die Mutter nicht mehr weiter. Wieder war es neblig und schwül. Da geschah das Wunder. Eine graue Gestalt ging vorbei, Joseph packte sie am Mantelärmel und fragte, da er das Schluchzen der Mutter nicht mehr aushielt, wo die Ebene sei. Die Gestalt streckte die Hand aus und wies mit dem Zeigefinger in den dick verhockenden, kaltfeuchten, gelblichgrauen Nebel. Hier, sagte die Gestalt, das ist die Ebene.

Was ist das? Eine Erzählung aus grauer Vorzeit? Die Landschaft wirkt fast mythisch, Nebel, die Ebene ... Nur der Name Katz lässt einen Zusammenhang mit der Geschichte des Prälatenneffen vermuten. Ja, es geht um die Familie, aus der der Bub mütterlicherseits stammt. Ich muss nachtragen: Als der aufgeweckte Junge davon hört, dass diese Familie etwas Ungewöhnliches an sich hat, beginnt er zu recherchieren – schließlich ist er in einer Bibliothek, die nicht nur Folianten aus vergangenen Jahrhunderten in ihren wundervollen Regalen zur Schau stellt, sondern auch eine Abteilung für zeitgeschichtliche Dokumente besitzt, und da stöbert der Bub, diskret unterstützt von den hämischen Hilfsbibliothekaren, nach Informationen über seine Vorfahren. (Er weiß bisher nur irgendwas mit Textilindustrie.) Die Geschichte der Familie Katz ist es also, die uns geboten wird – aus der Perspektive des miterlebenden Zwölfjährigen oder doch eher aus der eines ausgestaltenden Erzählers. (In einem anderen Werk spricht der Autor Hürlimann von einer „Privatmythologie“ der Familie Katz.)

Ich fasse zusammen, was wir im Verlauf des Buchs über die Katz-Historie erfahren: Ende des 19. Jahrhunderts zog ein Schneider namens Sender Katz von irgendwo in Osteuropa (in jenem anderen Buch Hürlimanns lesen wir: aus Galizien) nach Zürich. Vielleicht weiß der geneigte Leser, dass Sender die jiddische Form von Alexander ist. (Hürlimann sagt nie direkt, dass die Katz Juden sind, aber die Hinweise sind zahlreich.) Er liebt ein einheimisches Mädchen und fertigt für sie aus dem seidenen Futter seines Mantels (das von einem alten Ballkleid stammt) wunderschöne sexy Dessous. (Schon wieder Dessous!) Die junge Dame heiratet den Hergelaufenen zwar nicht, aber er erhält die Möglichkeit, zu produzieren, wenn auch unter demütigenden und ausbeuterischen Bedingungen. Seine Dessous werden ein Riesenerfolg – alle Zürcher Bürgermädchen, die sich nach außen als strenge Zwinglianerinnen geben, tragen „untendrunter“ Senders Sündenhöschen. Bevor Sender Katz stirbt (im Schneidersitz – man muss ihm die Knochen brechen, um ihn begraben zu können – das ist aussagekräftig: ein Gebrochener in fremder Erde), rät er seiner Frau, in die Linth-Ebene östlich vom Zürichsee zu ziehen – das also ist die Ebene, die die Arme im Nebel gesucht hat. (Wir merken, wie stilisiert die Schilderung, die wir gehört haben, ist.) Dort ist nämlich ein Zentrum der Schweizer Textilproduktion. Frau Katz allerdings findet nur ein karges Auskommen als Näherin und ertrinkt bald im Sumpf. Nun rückt ihr Ältester, Joseph, ins Bild. Der ist un-

gewöhnlich tüchtig. Er wird zunächst Briefträger, schafft es durch den Einfluss einer reichen Witwe, die ihm gewogen ist, vier seiner sechs Geschwister aus dem Waisenhaus zurückzuholen (die anderen zwei sind verschollen), holt dann die Matura nach, studiert Jus und promoviert. Statt aber als Jurist zu arbeiten, heiratet er die Witwe (eine andere Witwe als soeben) des Textilfabrikanten Zellweger und macht aus dem Betrieb die höchst erfolgreiche Seidenfabrik Katz-Zellweger. 1913 wird der Sohn Jacobus geboren, den wir als den geistlichen Onkel kennen, 1926 Theres, die Mutter des Bubens, und beide werden, als Kinder einer katholischen Mutter, selbstverständlich getauft, ohne dass das groß thematisiert wird. Jetzt ist „alles gut, alles normal – wäre nur die Nase nicht gewesen!“

Nach dem ersten Weltkrieg ist der Markt für luxuriöse Textilprodukte kaputt, die Firma geht in Konkurs. Jacobus wird Priester und setzt an zu einer glanzvollen Karriere, wissenschaftlich (er wird nach kurzer Zeit summa cum laude Dr.phil. und Dr.theol.) und/oder in der kirchlichen Hierarchie. In Rom zeigt er Sympathien für den Faschismus, geht aber als Dozent nach Innsbruck: er sieht sich bereits als Professor oder Kardinal, aber da marschiert Hitler in Österreich ein, und der Hoffungsvolle muss froh sein, über die Grenze in die Schweiz zu entweichen. (Der Leser weiß, warum: Ein jüdischer Hochschullehrer wäre nicht lange unbehelligt geblieben.) Er findet einen Unterschlupf als - völlig überqualifizierter - Hilfsbibliothekar in der bewussten Bibliothek. Immerhin ist er dort bei seinen Kenntnissen und Neigungen ganz in seinem Element und kennt bald die ehrwürdige Institution und ihre Geschichte wie kein Zweiter. Seinen darbenden Vater macht er darauf aufmerksam, dass es über der Stadt drei ehemalige Karpfenteiche des Klosters gibt, die schon lange nicht mehr genutzt werden. Der tüchtige Joseph Katz, Dr. jur. und Ex-Fabrikant, sieht seine Chance und richtet dort mit einer Konzession der Stadt ein Freibad ein. Das Freibad wird schön, wir erfahren aber, dass die Schmutzarbeit beim Reinigen der Zu- und Abflüsse unter unwürdigen Bedingungen von jüdischen und kommunistischen Flüchtlingen verrichtet werden muss. Dass während der Nazi-Zeit auch in der gutbürgerlichen, freiheitsliebenden Schweiz Juden ein schweres Leben hatten, war ja schon das Thema von Hürlimanns erstem Theaterstück, wo übrigens auch ein Großvater und das Freibad in der Klosterstadt eine Rolle spielen. Für Joseph Katz, der in Erinnerung an seine verschollenen Geschwister den Flüchtlingen zu helfen versucht, ist besonders Tasso Birri, den wir als Altherren am Stammtisch kennen gelernt haben, eine Bedrohung. Ehemaliger Wandervogel, jetzt Hitlerverehrer und „selbsternannter Ortsgruppenleiter“, lässt er in der Schule Katz' Tochter Theres als Strafarbeit hundertmal „Heil Hitler!“ schreiben und droht, wenn dann die Deutschen einmarschierten, werde „der Jud, der Bazillus im Volkskörper“ verschwinden. Unter diesem Druck gibt Katz auf, wird lethargisch, alkoholabhängig, schließlich dement. Zum Glück gibt es eine tatkräftige junge Frau, die früher als Seidenspinnerin in seiner Fabrik gearbeitet hat und nach dem Konkurs unter Tränen bittet, er solle sie nicht zu ihrem grässlichen Vater zurückschicken. Er nimmt sie als Mitarbeiterin im Freibad auf, und bald ist sie es, die den Laden schmeißt. Als dann

Katz, wie erwähnt, rapide zu altern beginnt, steckt sie ihm eine Appenzeller Pfeife in den Mund und setzt ihn auf eine Bank an der frischen Luft. Ihr Name ist Magdalena Stark.

Die beiden Kinder überstehen die Kriegszeit glimpflich: In Theres verliebt sich ein blonder Leutnant der Schweizer Armee, sie heiratet in die Bourgeoisie ein und wird Mutter eines uns wohlbekannten Buben; Jacobus wird ein Jahr nach Kriegsende aus seinem Winkel in der Bibliothek gezogen und zu deren Leiter ernannt. Und der Vater schickt ihm zur Führung des Haushalts die tüchtige Appenzellerin. Der wohletablierte Monsignore aber seufzt jeden Nachmittag zur Todesstunde Jesu: O ihr Juden, warum habt ihr das getan! Die jüdische Abstammung bleibt für ihn ein Stachel im Fleisch.

Wenn wir diese Familiengeschichte im Zusammenhang betrachten, sehen wir: Es ist die Geschichte einer versuchten Integration. Ein jüdischer Zuwanderer aus dem Osten und seine Nachkommen versuchen in der Schweiz Fuß zu fassen. Dass es nicht wirklich gelingt, liegt an der Juden- und Fremdenfeindlichkeit der Gesellschaft. Dabei bringt die Familie so viel Talent, so viel Tatkraft mit. Wäre nur die Nase nicht gewesen.

Auch der Bub, der diese Familiengeschichte peu à peu kennen lernt, sehnt sich nach Integration. Seit er die widerlichen, aber so ungeheuer selbstgewissen Altherren am Stammtisch erlebt hat, ist für ihn klar: Er will kein Katz sein, dem die Stark komische Dinge zutraut, kein Katz, den seine Stammtischbrüder insgeheim verachten, er will einer sein wie sie. Die Pubertät schreitet inzwischen merkbar voran; was der Bub erlebt, ist objektiv ganz normal, für ihn ist es katzenhaft. Dies Katzenhafte will er loswerden, aus sich hinausbeten, aber nicht, wie das Fräulein glaubt, aus Frömmigkeit, sondern er will sein „wie alle“ (und ahnt nicht, wie es den anderen Jungs so geht). Schließlich empfindet er sich gespalten in den kätzischen „Nasenzwerg“, der immer seligere Momente zu Füßen der Schönen, beim Ahnen des Drunter, des „Dessous“, erlebt, und den künftigen Kuttenträger, den er schon vorweg verkörpern will, der durch die allen gemeinsame Kutte eingegliedert sein wird ins Kollektiv der Klosterschüler. Im Verlauf einer flüchtigen Begegnung mit einem Mädchen, der beinlahmen und missbrauchten Bedienung aus dem Stammtisch-Lokal, tritt der Gegensatz der beiden Personenanteile heftig in Erscheinung. Das Mädchen kommt in die Bibliothek, um von dem Buben Abschied zu nehmen, und ist von dem Blick in den herrlichen Saal hingerissen; der Bub darf sie aber wegen ihres Krückstocks nicht hineinlassen. Und da zeigt sich: Der Klosterschüler ist herzlos, er hat bei den Altherren gelernt, wie man mit „behinderten Bessen“ umgeht. Der kleine Katz aber hat Mitleid und bricht in heiße Tränen aus. Eine komplizierte psychische Situation, fürwahr. Am letzten Tag in der Bibliothek jedoch, nach der geradezu beleidigend kühlen Verabschiedung durch den Onkel, stellt der Bub fest: „Katz war tot“. Und so übersteht er auch den Abschied vom Fräulein. Sie ist ihm am Ende seltsam ans Herz gewachsen. Aber das ist vorbei, und am Bahnhof raucht er seine erste Zigarette.

Vom Schicksal des Buben in der Klosterschule erhalten wir nur einen kurzen Schnappschuss aus dem folgenden Frühjahr: Er hat gelernt, eiskalt zu duschen, danach gerne in

die Kutte zu schlüpfen, und er hat das „satte, genussforscherische Lachen“ gelernt, wenn der Schulpräfekt einen Witz über die Juden macht.

Über den Monsignore und seine Haushälterin gibt es eine kleine Schlusspointe: Die beiden haben am Ende eine heftige Meinungsverschiedenheit, weil die Stark in der Bibliothek einen Kiosk für Erfrischungen und Ansichtskarten aufstellen will, der Prälat aber nicht zulässt, dass „der hehre Geist durch schnöden Mammon beleidigt wird“. Der Kiosk ist eines der durchlaufenden Motive, Kiosks gibt es auf den Gipfeln im Appenzellischen, einen Kiosk gab es im Freibad des Großvaters. „Die Katzen haben immer Handel getrieben.“ (Will sagen: Als Jude sollten Sie doch froh sein, wenn Sie etwas verschachern können.) Der Onkel aber brüllt schließlich, rot am ganzen Kopf, er wolle davon nichts mehr hören. Die erste Post, die der Bub in der Klosterschule bekommt, ist ein Kärtchen, das die Stark, wenn schon nicht geschrieben, so doch unbeholfen unterschrieben hat. Eine Ansichtskarte aus dem Bibliothekskiosk.

So weit zum Werk selbst. Jetzt noch zu einigen, wie mir scheint, interessanten Reaktionen, die es ausgelöst hat. Die erste erfolgte, noch bevor das Buch überhaupt veröffentlicht worden war. Wenige Wochen vor dem Erscheinungstermin, dem 1. August 2001, sollte Hürlimann eine Autorenlesung in St. Gallen halten. Sie wurde jedoch auf massiven Druck der CVP abgesagt. Warum? Den Onkel aus dem Buch, den ehrwürdigen Stiftsbibliothekar, und seine Haushälterin gab es wirklich, und entgegen der Aussage des Buchs, die wir gehört haben, waren sie noch am Leben, beide damals 86 Jahre alt. Der Monsignore, der in Wirklichkeit nicht Jacobus Katz, sondern Johannes Duft hieß und tatsächlich der Bruder von Hürlimanns Mutter war, fühlte sich und seine treue Gehilfin samt deren ganzer Familie durch die „böartigen Unterstellungen“ des Buchs heftig verunglimpft, und die CVP, in der einige Mitglieder der Familie, also Vorfahren Hürlimanns mütterlicherseits, wie wir gehört haben, eine wichtige Rolle spielten, wollte die Verleumdung ihres würdigen Parteigängers nicht dulden. (Schon die Aufführung des erwähnten Theaterstücks „Großvater und Halbbruder“ in St. Gallen am Originalschauplatz wurde von einem CVP-Stadtrat verhindert – auch dort spielt ein Duft alias Katz eine zentrale Rolle.) Johannes Duft, der Onkel, versuchte gerichtlich gegen das Buch vorzugehen, scheiterte damit allerdings; daraufhin schrieb er eine zehnsseitige Polemik „Bemerkungen und Berichtigungen zum Buch ‚Fräulein Stark‘ von Thomas Hürlimann“, die er als Privatdruck veröffentlichte. Er sei ein hervorragender Bibliotheksleiter gewesen, dagegen „niemals ein Bonvivant“, niemals ein „eitler Geck“. Zugleich schoss er gegen seinen schriftstellernden Neffen: der „verklemmte Hürlimann“ sei unter den zahlreichen Schülern, die im Lauf der Jahre in den Schulferien den Pantoffeldienst versehen hätten, der einzige gewesen, welcher „sexuelle Probleme mit dem Blick unter die Weiberröcke“ gehabt habe. Er sei ein „verwöhntes Herrensöhnchen“, das auf Kosten seines Vaters zehn Jahre an Universitäten „herumgehangen“ sei, ohne je einen Abschluss zu machen. A propos Vater: Der sei womöglich aus Gram über den Sohn eines frühen Todes gestorben. (Er starb mit 76, vier Jahre vor

dem Erscheinen von „Der große Kater“.) Die Streitschrift endet mit den Worten: „Gott sei dem Schreiber gnädig.“

Wir sehen unschwer, dass Duft keinerlei Unterschied zwischen den fiktiven Figuren Onkel, Stark, Bub und ihren realen Vorbildern macht. Er stellt zwar fest, dass Thomas nicht, wie der Bub im Buch, im Stift beim Onkel, sondern bei den Großeltern in einem Vorort übernachtet habe (wodurch ja klar wird, dass viele wichtige Szenen zwischen den drei Hauptfiguren dichterische Erfindung sind), kommt aber nicht dazu, diese Romanfiguren als Kunstprodukte mit teilweise deutlich satirischen Zügen zu sehen, die von den realen Personen nur angeregt sind. Immerhin würde ich ihm, auch wenn diese simple Betrachtungsweise nicht akzeptabel ist, zugestehen, dass es als unangenehm empfunden werden kann, wenn man als Vorbild oder Anregung für eine so schrullige und bei aller Liebenswürdigkeit doch auch hochproblematische Kunstfigur zu erkennen ist. Woher weiß der Leser, der den Mann kennt, welche Details denn nun erfunden, dichterisch entwickelt, welche aber der Wirklichkeit entnommen sind? Auch hier mag man sagen: Aliquid semper haeret (Irgendetwas bleibt immer hängen).

Übrigens: Hürlimann hat den Stiftsbibliothekar Katz in seinem Roman „Vierzig Rosen“ erneut auftreten lassen; dort ist er weniger schrullig, er ist ernster, dogmatischer, strenger, eher unsympathischer als in „Fräulein Stark“. Aber beim Erscheinen dieses Romans 2006 war Johannes Duft schon drei Jahre lang tot.

Diese Problematik ist natürlich keineswegs auf Hürlimann beschränkt. Ein klassisches Beispiel ist Thomas Mann, der sich nach Erscheinen der „Buddenbrooks“ lange nicht mehr nach Lübeck getraute, weil viele Bürger, die sich in karikaturistisch zugespitzten Figuren des Romans erkannten, ihm spinnefeind waren. (Ähnliches erfuhr Ulla Hahn wegen ihres Buchs „Das verborgene Wort“ in ihrer Heimatstadt Monheim.)

In jüngerer Zeit kam es sogar zu gerichtlichen Auseinandersetzungen um den Roman „Esra“ von Maxim Biller. Der Autor beschreibt offenbar minutiös, bis in intime Details, eine inzwischen im Streit beendete Beziehung und charakterisiert die Mutter der Ex-Geliebten äußerst ungünstig. Das Gericht untersagte kurz nach dem Erscheinen die Veröffentlichung des Buchs. Begleitet von einer erbitterten Presseschlacht ging der Prozess bis zum Bundesverfassungsgericht, das 2005 der Geliebten Recht gab, wegen Verletzung der Persönlichkeitsrechte (der Mutter hingegen keinen Unterlassungsanspruch zugestand). Schadenersatz wurde von den unteren Instanzen zugesprochen, von höheren abgelehnt.

Ganz aktuell ist der Streit um die „Deutschstunde“ von Siegfried Lenz. Der Maler Nansen des Buchs ist offensichtlich durch Emil Nolde angeregt und, entsprechend dem Bild, das Nolde nach dem Krieg von sich entwarf, sehr positiv gezeichnet: ein integrierter, von den Nazis verfolgter Künstler. Anlässlich einer Nolde-Ausstellung im Frankfurter Städel wurde nun wieder betont (was man eigentlich schon eine ganze Weile weiß), dass Nolde in Wirklichkeit ein glühender Verehrer Hitlers war (was nicht verhinderte, dass seine Bilder als „entartete Kunst“ klassifiziert wurde). Das nehmen jetzt (seit April

2014) einige Kritiker zum Anlass, dem hochgelobten Buch von Lenz die literarische Qualität abzusprechen.

Noch ein Detail zu Hürlimann: Fräulein Stark (die übrigens wirklich so hieß, der Name war zu sprechend, um abgeändert zu werden, ja, vielleicht regte er sogar die Figurenkonstellation erst an) trägt im Buch ein „Jägerhütchen“ mit zwei Federn. Dieses ist eine Erfindung des Autors (wie ich aus einer Lesung Hürlimanns weiß). Nach Erscheinen des Buchs aber kaufte die alte Dame, wie Hürlimann genüsslich vortrug, genau einen solchen Hut. - Mich erinnert das an einen Roman des spanischen Autors Javier Marias (vielleicht erinnern Sie sich an seinen Bestseller „Mein Herz so weiß“ oder an sein neuestes Werk „Die sterblich Verliebten“). Nach einem Aufenthalt in Oxford schrieb er den Roman „Alle Seelen“, das im Oxforder Universitätsmilieu spielt. Es gab höchst lebhaft Reaktionen in Oxford (wie Marias in „Schwarzer Rücken der Zeit“ ausführlich berichtet), auch hier viel Empörung, und dabei kam es auch vor, dass ein Ehepaar indigniert herumerzählte, es sei in einem bestimmten Paar des Buchs übel porträtiert. Der Autor aber versichert, er habe beim Schreiben nicht im Traum an die beiden gedacht. Vorbild für eine Romanfigur zu sein ist offenbar ein erhebendes Gefühl, selbst wenn die Figur nicht den eigenen Wünschen und Vorstellungen entspricht.

Für weitaus breitere Diskussionen über das Buch Hürlimanns als diese St. Gallerer Erregung sorgte seine Behandlung durch Marcel Reich-Ranicki im „Literarischen Quartett“ kurz nach dem Erscheinen. Zum einen stellte Reich-Ranicki mit zweifellos berechtigter Empörung fest, dass nahezu alle Rezensenten den jüdischen Subtext übersehen hatten, d.h. sie hatten nicht gemerkt, dass die Sippschaft Katz, von der der Bub so gefährliche Anlagen geerbt haben soll und die den so offensichtlich katholischen Onkel zum Objekt untergründigen Mobbing macht, eine jüdische Familie ist. Nur eine einzige Feuilletonistin, Gunhild Kübler von der Züricher „Weltwoche“, erkannte dieses sicher nicht einzige wesentliche, aber zentrale Motiv der Erzählung. In der Tat habe ich davon in den ersten (und sehr positiven) Besprechungen im „Spiegel“ und der „Zeit“, um zwei renommierte Beispiele anzuführen, nichts gefunden. Im Nachhinein war sich alles über dieses Spezifikum, das erst die Einheit des Buches garantiert, einig und diskutierte eifrigst darüber. Das ist in der Tat blamabel und zeigt uns (falls wir es nicht schon wussten), dass auch in den Feuilletonartikeln der Edelfedern nicht alles Gold ist, was so beneidenswert glanzvoll formuliert wird. (Wir erinnern uns an „Imperium“ von Kracht, das aus unerfindlichen Gründen, allerdings nur von einem einzigen Feuilletonisten, als faschistisch bezeichnet wurde.)

Nach dieser triumphalen Kollegenschelte aber statuierte Reich-Ranicki, gerade auf Grund dieser Feststellung, es handle sich um ein „hochbedenkliches Buch“. Warum? Hürlimann verbreite antijüdische Klischees, vor allem das Stereotyp „jüdisch = triebenthemmt“. Und mit dieser Anschuldigung fand der Literaturpapst beim Lesepublikum auch Gehör. Bei einer Lesung in Tübingen z.B., bei der meine Tochter anwesend war, wurde der etwas schüchterne Autor aufs heftigste von Mitgliedern des Tübinger altlinken Milieus angegriffen, ja, geschmäht. Die Medien widersprachen in diesem Punkt

eher, teils heftig, bemerkenswerterweise auch jüdische Organe. (Das gab es vorher schon einmal: Das schon mehrfach genannte Theaterstück „Großvater und Halbbruder“ wurde gegen ähnlich gelagerte Angriffe z.B. von Friedrich Luft ausgerechnet von der „Jerusalem Post“ verteidigt.) In der Tat muss man m.E. klipp und klar sagen: Hier irrte Reich-Ranicki (nicht das einzige Mal, wie allmählich ohne die Absicht, die Verdienste des großen Literatur-Verbreiters leugnen zu wollen, immer häufiger zugestanden wird). Das antisemitische Klischee wird ja von Fräulein Stark ins Spiel gebracht, einer zwar nicht durchweg unsympathischen Figur, die aber auf jeden Fall völlig ungebildet und unreflektiert ist. Und der Bub übernimmt dieses Klischee in seiner Naivität, lässt es sich aufprägen und hält seine pubertären Verwirrungen nicht für etwas Alterstypisches, sondern für spezifisch katzenhaft, fängt an zu wittern, weil man ihm sagt, er habe eine ganz besondere Nase. Selbst dem Onkel Katz traut er eine zölibatsverletzende Affäre zu, obwohl man ihm diese Schwäche (im Gegensatz zu anderen) gerade nicht vorwerfen kann. Die bürgerlich-antisemitischen Altherren hingegen sind durchaus bereit, nach einigen Humpen Bier irgendeinen „Besen“ aufs Kreuz zu legen. Es geht um die Wirkung des Stereotyps auf den Betroffenen, und es geht um die „gesellschaftlich aufgezwungene Verleugnung des eigenen Judentums“ (beim Onkel), um den heißen Wunsch, so zu sein wie jeder (beim Buben). Und es geht um das Außen und Innen, das Drüber und das Drunter (das Dessous) bei allen (übrigens auch bei Fräulein Stark, die, als das Gerücht von Katz' Mäuschen umgeht, anstelle des karierten Äplerhemds zu Rüschenbluse und Billigparfüm greift und so verdrängte Wünsche zu erkennen gibt). Nicht Antisemitismus ist bei Hürlimann, hier und in seinen anderen Werken, zu finden, sondern Entlarvung des Antisemitismus, Analyse seines Funktionierens.

Und wenn schon man eine Phobie konstatieren kann, dann allenfalls eine Helvetiophobie – eine fast schon ein bisschen penetrante, aber vielleicht auch aktuell anwendbare Kritik an rassistischen Vorurteilen bei unseren Schweizer Nachbarn.

Literaturklub 23.6.2014

Dr. Gerhard Vogt